

Koellreuter, Anna (Hg.): »Wie benimmt sich der Prof. Freud eigentlich?« Ein neu entdecktes Tagebuch von 1921, historisch und analytisch kommentiert. Gießen (Psychosozial-Verlag) 2009 (2., korr. Aufl. 2010). 319 Seiten, 4 32,90. – in: Psyche 2011/2: S. 184-187.

Beim Räumen des Hauses ihrer Großeltern entdeckte die Zürcher Psychoanalytikerin Anna Koellreuter einen Brief von Freud an ihre Großmutter, in dem er ihr die Bedingungen für eine Analyse bei ihm mitteilte. Kurz darauf tauchte noch ein Tagebuch zu dieser Analyse bei Freud auf. Es dauerte lange, bis sich Anna Koellreuter dazu entschließen konnte, dieses Tagebuch zu veröffentlichen. 2009 erschien das Buch, in dem die Notizen von Anna G. zu ihrer Analyse bei Freud zusammen mit einer sehr persönlichen Einführung der Herausgeberin und weiteren 16 Beiträgen verschiedener Autoren zu dem Tagebuch und der Analyse bei Freud versammelt sind.

Natürlich knüpften sich große Erwartungen an die Lektüre und das Erscheinen des Tagebuchs. Man erhoffte sich »Einblicke in die Arbeitsweise Freuds«, ganz besonders im Hinblick auf die Frage, »wie Freuds Handhabung der Übertragung wirklich« (S. 33) war, wünschte sich auch Aufklärung darüber, warum Anna G. nicht Psychoanalytikerin wurde, obwohl sie bei Aufnahme der Analyse schon Psychiaterin und Assistenzärztin am Burghölzli in Zürich war, in dem Bleuler und Jung arbeiteten.

Allerdings stellte sich bald heraus, dass das Tagebuch nicht wirklich Antworten auf solche konkreten Fragen geben kann. Es erweist sich nämlich als sehr bruchstückhaft und gibt bestenfalls Ausschnitte aus der Analyse wieder, kann also – worauf Paul Parin schon im ersten der Texte hinweist – nicht als Protokoll einer Analyse angesehen werden. Zudem gibt es keine persönlichen Eindrücke wieder, wie Anna G. die Analyse oder Freud erlebt hat. Es sieht also nicht so aus, als ob die Notizen für jemand Dritten geschrieben worden wären, für eine Nachwelt gar, viel eher dürften sie Stichworte und Hilfe zu Erinnerungen sein, die für Anna G. wichtig waren, dem Leser aber weitgehend unzugänglich bleiben.

Die Enttäuschung darüber ist allen, denen das Tagebuch dann zur Kommentierung vorgelegt wurde, auch anzumerken. Beinahe jeder Beitrag fängt mit einer diesbezüglichen Bemerkung an. Anne-Marie Sandler schreibt beispielsweise: »Ich hatte gehofft, dass ich brauchbare Kommentare zu Freuds Arbeitsweise vor 90 Jahren würde machen können, um sie möglicherweise mit unserer heutigen Arbeitsweise zu vergleichen. Doch nach einer langen Denkpause wurden meine Ziele bedeutend bescheidener« (S. 93).

Die Autoren hatten es also mit einem höchst unbestimmten Material von gleichzeitig großem Interesse zu tun, das mehr Fragen aufzuwerfen als Antworten zu bieten schien. Damit waren sie in einer Lage, die derjenigen in der analytischen Situation nicht unähnlich ist. Auch dort ist der Analytiker mit einem Material konfrontiert, das vor allem aus Ausschnitten besteht, deren Zusammenhänge mehr fraglich als einleuchtend sind und die ihm zunächst über weite Strecken unzugänglich bleiben. Dies macht die verschiedenen Beiträge nur umso interessanter. Nicht einfach deswegen, weil dadurch bessere und breiter abgestützte Antworten zu erwarten wären. Viel eher deshalb, weil sie Zeugnis der Versuche sind, psychoanalytisch auf diese Unbestimmtheit des Materials zu antworten, und dabei auch die Weite des Spektrums aufzeigen, die diese Antworten haben können.

Und in der Tat reagieren die Autoren sehr unterschiedlich auf das Material. Die einen greifen auf ein Wissen zurück, das ihnen ziemlich gesichert erscheint. Wir wissen heute um die Bedeutung der Beziehung und der Intersubjektivität und um die Gefahren der Suggestion, die schnell in negative Übertragung münden kann, wie sie dann ebenso schnell bei Anna G. diagnostiziert wird. So kommt Rolf Klüwer zu dem Schluss: »Liest man die Stunden mit den Augen eines Supervisors von heute, dann sucht man vergebens nach der psychoanalytischen Arbeit« (S. 280). Juliet Mitchells Beitrag zeugt auch von einem anderen Wissen – von dem um die tödliche Rivalität zwischen den Geschwistern –, aber vor allem bezieht sie eine sehr pointierte und eigenständige Position gegenüber Freud und macht damit genau das, was – wie Peter Passett sehr schön zeigt – Freud mit Anna G. gemacht hat. Er hat sie nämlich, so Passett, mit seiner Sicht der Dinge konfrontiert und sie so dabei unterstützt, »mithilfe seiner Wahrheit ihre eigene Wahrheit zu finden« (S. 127).

Andere Kommentare orientieren sich am Fragmenthaften und Assoziativen des Tagebuchs und stellen ihrerseits ganz lockere Bezüge zu den Notizen der Anna G. her. Das führt dann zu Gedanken, die sich gar nicht mehr auf das Tagebuch im engeren Sinn beziehen, sondern Informationen aus dem Umfeld der Analysandin zum Ausgang nehmen. So begibt sich Bernhard Küchenhoff auf die Spuren des Verhältnisses zwischen S. Freud und E. Bleuler – nach der Trennung Freuds von Jung, dem Oberarzt von Bleuler am Burghölzli –, weil ja Anna G. vor ihrem Aufenthalt in Wien dort Assistenzärztin gewesen war. Und Karl Fallend beschreibt seinerseits die politische Situation in Wien zur fraglichen Zeit im Hinblick auf die Gleichberechtigung der Frau.

Darüber hinaus könnte man sagen, dass nicht nur einzelne Autoren einen lockeren und freien Bezug zum Tagebuch der Analysandin herstellen, dass vielmehr das ganze Buch ein assoziatives Geflecht darstellt, das als Antwort auf die Unbestimmtheit des Materials zu verstehen ist. Insofern ist es nicht allein eine Dokumentation der Gleichzeitigkeit verschiedenster Bezüge und Meinungen, sondern auch eine indirekte Darstellung dessen, wie psychoanalytisch gedacht und gearbeitet wird, und eine sehr eindrückliche Vorführung von gleichschwebender Aufmerksamkeit.

Dieser Aspekt des Spiels mit den einzelnen Elementen, das ja diese psychoanalytische Haltung ausmacht, wird besonders von Lilli Gast ins Zentrum gestellt. Unter dem Titel »I dwell in possibility« – Gedanken über das Zögern« verbindet sie das Zaudern der Analysandin in Bezug auf eine nach einer 7-jährigen Beziehung anstehende Heirat mit dem Zauderrhythmus in Freuds *Jenseits des Lustprinzips*. Sie zieht eine Verbindung zwischen der Situation der Analysandin, die sich in dieser Unsicherheit und Unbestimmtheit befindet, und der Situation der Analyse generell, die in dieser Unbestimmtheit situiert ist. Der Zauderrhythmus beschreibt im Grunde genommen, so Lilli Gast, ein Kreisen: Ein Kreisen der Wiederholung, ein Kreisen der Bewegungen der Interferenz von Todes- und Lebenstrieben, die dieses Zögern ausmachen. So ist dieses Zögern und Zaudern kein Stillstand, sondern eine Bewegung zwischen Ort und Nicht-Ort, der gleichschwebenden Aufmerksamkeit darin nicht unähnlich, die ja auch eine Bewegung ist zwischen den verschiedenen Assoziationen und zwischen ihrer Zusammenfügung zu einem Sinn und ihrem Potential als Unsinn. Und genau in dieser Lage zwischen Ort und Nicht-Ort, in dieser Bewegung des Hin und Her, macht sie das Potential der Analyse fest, das Potential fürs Neue. Das Zögern und Zaudern umkreist demnach die Dimension der Möglichkeit und beschreibt damit vielleicht eine andere Form von Potenz. Eine andere – vielleicht »weibliche« – Form der Potenz, die nicht in erster Linie Antworten gibt und Erklärungen liefert dafür, wie das Ganze und wie alles zu verstehen ist, sondern um eine Potenz, die das Ganze durch neue Fragen immer wieder unterläuft. So heißt es beispielsweise: »Denn der Schwebezustand der Potenzialität versagt der algorithmischen Folgerichtigkeit eines erwarteten Ereignisses seine Anerkennung, es unterläuft das im Register des Handelns gültige Gesetz, stellt seine autoritative Kraft in Abrede und lässt es erneut verhandelbar erscheinen« (S. 211). Dies wäre – so könnte man folgern – die Potentialität der Psychoanalyse, sowohl in theoretischer als auch in klinischer Hinsicht.

Damit wird natürlich auch etwas zur Unbestimmtheit gesagt, mit der wir es beim Tagebuch zu tun haben. Sie wäre dann zum einen Reflex der Unbestimmtheit der Situation der jungen Frau, ein Reflex des Moratoriums, das sie nicht nur in Form der Analyse sucht, sondern das sie schon die ganze Zeit bildet, sie wäre darüber hinaus auch Darstellung dessen, was die Psychoanalyse ausmacht und damit Produkt und Zeichen dessen, was Psychoanalyse ist und was sie vermag.

Es scheint, als ob Anna G. etwas von dieser Unbestimmtheit auch noch ganz konkret in ihre Notizen aufgenommen, beinahe schon eingebaut hätte. John Forrester erwähnt nämlich neben den »quälenden Unsicherheiten«, in die es den Leser versetzt, auch noch eine »komische Wendung, [...] dass die Tagebucheinträge von nun ab durchgehend zweideutig werden« (S. 253). Gemeint ist eine Stelle, an der eine Abkürzung für einen Namen steht: »Fr.«. Diese Abkürzung kann sich auf den Namen eines mutmaßlichen Liebhabers, France, in Wien beziehen oder natürlich auch auf Freud. »Einträge über Fr. können nun entweder Freud oder France bedeuten – oder beide« (ebd.). Hier haben wir sie wieder, die Unbestimmtheit. Und das Hin und Her, die Bewegung zwischen den einzelnen Elementen, diese Haltung der gleichschwebenden Aufmerksamkeit als wesentliches Potential der Psychoanalyse: Ist es Freud oder France oder sind es beide? Oder keiner von beiden? Oder ist es – um das Spiel weiter zu treiben – vielleicht sogar die Frau, die ja France durchaus auch sein könnte?

Nach abgeschlossener Analyse – über die Freud im Übrigen sagt: »Die kleine G. wurde voll durchsichtig u. ist eigentlich fertig: was aber jetzt das Leben mit ihr machen wird, kann ich nicht wissen« (S. 247) – ist es auf jeden Fall weder France noch der Verlobte und auch nicht Freud, sondern ein junger Bildhauer, den sie in Paris kennengelernt hat, der spätere Großvater der Herausgeberin.

Vielleicht ist es also diese Unbestimmtheit als Potential der Psychoanalyse, was Anna G. augenzwinkernd und schelmisch in ihr Tagebuch legt. Und auch darin vorführt, dass sie eben nicht Psychoanalytikerin geworden ist, obwohl dieser Ausgang der ganzen Unternehmung doch so schön angelegt gewesen wäre. Wozu August Ruhs in seinem ausgezeichneten Beitrag schreibt: »Dabei ist auch die Erfahrung zu bedenken, dass Analysen, deren Ausgang darin besteht, dass man selbst Analytiker wird, nicht unbedingt die besten sein müssen« (S. 204). Es gibt auch noch anderes, als Analytiker zu sein, scheint Anna G. dazu zu sagen. Und vielleicht ist dieses andere gerade das, was den Analytiker ausmacht.

Auf jeden Fall ist das vorliegende Buch über das Tagebuch zu dieser Analyse bei Freud weniger Antwort auf Fragen als ein eindruckliches Dokument der Vielfalt und der Kraft des psychoanalytischen Denkens. Es ist ein Genuss, es zu lesen, und die Beiträge unterstreichen in ihrer Kürze und ihrer Leichtigkeit das assoziative Moment und wirbeln die Frage nach den Antworten und die Gewissheiten bezogener Positionen wohltuend und fruchtbar auf und durcheinander. Mehr kann man sich eigentlich nicht wünschen.

*Olaf Knellessen, Zürich*